12

Illustrirtes Sonntagsblatt

1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

37.

Montag abends, also zwei Tage vor dem entscheidungsvollen Mittwoch, machte Amata in Begleitung Silvan's und Galonberts einen ihrer gewöhnlichen Streifzüge durch die Straßen von Paris. Sie trug eine sehr einfache aber reinliche und anständige Kleidung, etwa wie die Frau irgend eines mittellosen Handwerkers und auch ihre Begleiter machten in ihren schlichten Jacken und abgetragenen Beinkleidern den Eindruck armer, ehrlicher Handwerker. Amata hielt an allen Schaufenstern stille und bewunderte scheinbar die ausgestellten Waren — in Wahrheit aber suchte ihr scharfer Blick nur nach verdächtigen Gestalten im Innern der Gewölbe. Plötzlich fuhr die geheime Agentin heftig zusammen und klammerte sich an Galonberts Arm, wie um nicht zu Boden zu sinken.

„Was haben Sie denn, Madame!“ fragte der ehemalige Gauner ängstlich.

„Still, um Gottes willen, still — regt euch nicht!“ flüsterte sie kaum hörbar und preßte ihre Hand beschwichtigend auf ihre Brust, in der das Herz so stürmisch klopfte, als ob es zerspringen wollte. „Folgen wir dem Manne, der soeben an uns vorüber ging!“ setzte sie nach einigen Sekunden hinzu.

Silvan und Galonbert setzten sich sogleich in eilige Bewegung. Der Mann, dessen Spuren sie nachgingen, hatte eine hohe, ungebeugte Gestalt und einen noch rüstigen Schritt, trotzdem seine langen Haare vom Alter schneeweiß gefärbt waren Seine Kleidung hatte einen etwas unmodernen, ja eigentlich antiken Schnitt und dazu paßte auch der große, breitkrämpige Hut, den er auf dem Kopfe trug. „Er ist's, er muß es sein!“ murmelte Amata. „Liebe und Haß werden durch keine Veränderung und keine verflossene Zeit irregeführt — und er war ja meine einzige Liebe und ist jetzt mein einziger Haß!“

„Aber wen verfolgen wir denn eigentlich?“ wagte Silvan zu fragen. „Doch nicht jenen alten Herrn, der so ehrwürdig und edel aussieht?“

„Gerade diesen!“ gab Amata leise zurück. „Behaltet ihn fest im Auge, laßt ihn nicht entweichen. Ich will ein Gespräch mit ihm anknüpfen, um mir Gewißheit über seine Person zu verschaffen. Wenn er Flucht versuchen sollte, dann haltet ihn ohne Bedenken fest — wenn ich mit diesem Pfeifchen ein Zeichen gebe, dann kommt mir zu Hilfe. Lasse ich ihn aber ruhig seines Weges weiter gehen, dann wißt ihr eben, daß ich mich getäuscht habe in meinem Argwohn!“ — Amata beschleunigte nun ihre Schritte, um den alten Herrn einzuholen. „Könnten Sie mir nicht sagen, wie viel Uhr es ist, lieber Herr?“ fragte sie, als sie ihn erreicht hatte. Sie meinte, daß er willig seine Uhr hervorziehen würde und dann konnte sie seine rechte Hand betrachten. Wenn dieser Greis Lartig war, so mußte er einen verstümmelten Daumen haben, denn er hatte sich einst bei einer Jagd in die Hand geschossen. Aber Amata's Kombination sollte sich nicht erfüllen.

Erkannte Lartig ihre Stimme, trotzdem sie dieselbe nach Möglichkeit verstellt hatte? Oder war er nur überhaupt mißtrauisch gegen jedermann? Kurz, er kehrte der Fragenden den Rücken und bog rasch in ein Seitengäßchen ein. Aber Amata hatte doch wenigstens einen vollen Blick in sein Antlitz thun können; sie pfiff ohne Zögern ihren Begleitern, denn sie war nun fast sicher, Lartig gefunden zu haben. „Ihm nach!“ rief sie Silvan und Galonbert energisch zu. Und die ehemaligen Diebe hatten es noch nicht verlernt, lange Beine zu machen. Hurtig liefen sie hinter dem alten Manne her, der seinerseits das Tempo seiner Schritte beschleunigte, ja endlich sogar in mächtigen Sprüngen vorwärts eilte. Amata blieb nicht weit hinter ihren Begleitern zurück und ermutigte dieselben zur Ausdauer in der hitzigen Verfolgung. „Hundert Franken für jeden von euch, wenn ihr ihn einholt!“

Das war ein mächtiges Anspornungsmittel für Silvan und Galonbert. Schon hatten sie den Verfolgten fast erreicht, schon streckte Silvan den Arm aus, um ihn an seinem flatternden Rockschoß zu erfassen, da bog er plötzlich in eine Hausflur ein und verschwand in deren Dunkel den gierigen Blicken seiner Feinde. „O, das hat gar nichts zu bedeuten, Du Spitzbube!“ sagte Galonbert nach einer Verwünschung, „der Fuchs sitzt jetzt in der Falle und muß sich fangen lassen. Ich kenne dieses Haus, es hat keinen zweiten Ausgang.“

„Folgen wir ihm, damit wir sehen, ob er in das Haus gehört oder sich nur auf der



Der Briefträger. (Mit Gedicht.)

Treppe verbergen will!" gebot Amata. Sie zog das Papier hervor, welches sie als geheime Agentin der Polizei beglaubigte. Sie wußte, daß sie sich ohne dieses Hilfsmittel erst mit dem Portier um den Eintritt in das Haus streiten müßte, und das wäre Zeitverlust gewesen. Bei dem Anblick der vielgestempelten Schrift aber wich der Hausmeister gleich in größter Demut von seinem Verteidigungsposten zurück.

„Gehört der Herr, der eben jetzt die Treppe hinaufsteigt, in das Haus?" fragte Amata.

„Nein, er besucht nur zuweilen unseren sehr anständigen Mietsmann, Herrn Martin," entgegnete der Portier.

„Wo wohnt dieser Herr Martin?"

„Im dritten Stockwerk, die erste Thüre links," sagte der Portier. „Soll ich Sie hinauf begleiten?"

„Nein, ich danke!" sagte Amata, während sie schon mit ihren Begleitern die matt erleuchtete Treppe hinaufeilte. Sie hörten, wie in einem der oberen Stockwerke eine Thüre heftig ins Schloß geworfen wurde.

„Thor! der Du Dich vor meiner Rache mittelst eines Schlüssels abzusperren glaubst!" murmelte Amata vor sich hin. Als sie im dritten Stockwerke angelangt war, zog sie entschlossen an der Glockenschnur, welche neben der ihr vom Portier bezeichneten Thüre niederhing. Kein Laut von drinnen erfolgte als Antwort auf das heftige Klingeln, niemand kam, um zu fragen, wer Einlaß begehrte.

„Der Schurke will nicht öffnen!" sagte Galonbert. „Um so schlimmer für ihn. Wenn wir Gewalt brauchen müssen und unnötige Arbeit haben, dann kriegt er noch obendrein Schläge von mir weg, ehe ich ihn der Polizei überliefere!"

Silvan rüttelte an der schweren Eichenthüre. „Da brauchts einen Schlosser und tüchtige Instrumente, bis wir hinein kommen," brummte er.

„So holen Sie einen Schlosser, Silvan," sagte Amata, „und warten Sie mit ihm hier auf der Treppe, denn ich eile nach dem Polizeiamte, um Verstärkung zu holen. Wer weiß, ob der Verbrecher nicht mit seinen Bundesgenossen da drinnen eingeschlossen ist. Sie, Galonbert, weichen nicht einen Augenblick von dieser Thüre. Hier ist ein Revolver. Sobald jemand über die Schwelle treten will, werden Sie ihn mit dem Erschießen bedrohen. Und wenn das nicht wirken sollte, so dürfen Sie ohne Bedenken gegen denjenigen abfeuern, der aus dieser Wohnung zu entweichen versucht." Galonbert lehnte sich mit der Pistole in der rechten Hand gemächlich an den Thürpfeiler, während Silvan und Amata eilig die Treppe hinabstiegen. Silvan verließ sogleich das Haus; Amata aber trat noch in die Wohnung des Portiers ein. „Gehen die Fenster des Herrn Martin auf die Straße hinaus oder in den Hof?" fragte sie.

„Auf die Straße!" erwiderte der Portier.

„Wohl denn — hier sind fünf Franken. Dieselben gehören Ihnen, doch dafür begeben Sie sich dort auf die andere Seite der Straße und behalten die Fenster des Herrn Martin wohl im Auge. Sollten Sie bemerken, daß sich von dort jemand mit einem Seil oder einer Strickleiter herablassen will, so allarmieren Sie augenblicklich die ganze Nachbarschaft und halten Sie den Flüchtling fest. Merken Sie es wohl, ich mache Sie verantwortlich für das Verbleiben des Herrn Martin und vor allem seines Gastes in diesem Hause. Sie werden das Thor verschließen, ehe sie auf die Straße hinausgehen, und jedermann in das Haus eintreten, niemand aber herausgehen lassen. Sagen Sie nur, daß die Befehle der Polizei Sie zu dieser Maßregel berechtigen. Uebrigens werden Sie längstens in einer halben Stunde von Ihrer Verantwortlichkeit erlöst sein!" Der Portier nickte stumm mit dem Kopfe und nachdem sich Amata entfernt hatte, versperrte er das Hausthor und lehnte sich an einen Laternenpfahl, von dem aus er die Fenster des Herrn Martin beobachten konnte; keines derselben war erleuchtet. „Was thut denn wohl Herr Martin mit seinem Gaste im Dunkeln?" fragte sich der Portier. „Und was hat denn die Polizei mit unserem ordentlichen, langjährigen Mietsmann zu schaffen?"

Zehn Minuten vergingen. Silvan kam mit einem Schlosser, den er unter glänzenden Versprechungen aus dem Bette geholt hatte. Der erhaltenen Ordre getreu ließ der Portier die beiden in das Haus eintreten und versperrte das Thor von neuem hinter ihnen. Und dann, nach weiteren fünfzehn Minuten, kam Amata mit dem Polizeidirektor und mehreren Sicherheitsmännern.

Der Portier erhielt den Befehl, auf seinem Posten auszuharren und das Thor hinter den Eintretenden wieder sorgfältig zu verschließen. Der Polizeidirektor stieg mit Amata und seinen Untergebenen die Treppe hinauf.

„Nichts neues?" fragte die geheime Agentin den noch immer an der Thüre des Herrn Martin lehnenden Galonbert.

„Nein, Madame!"

„So gehen Sie denn an Ihre Arbeit, guter Mann!" sagte der Polizeidirektor zu dem Schlosser. „Oeffnen Sie im Namen des Gesetzes diese Thüre."

Mit Beihilfe Galonberts und Silvans vollendete der Schlosser sein Werk binnen weniger Minuten. Die Thüre sprang auf und ließ den Eintritt in die Wohnung des Herrn Martin frei. Jeder der Polizisten trug einen gespannten Revolver in der Hand — so drangen sie in den gefährlichen Räumen vor, wo sie die verfolgten Verbrecher eingeschlossen vermuteten, also stets auf einen Ueberfall gefaßt sein mußten. Sie schritten durch das Vorzimmer, durch den Salon, durch das Schlafzimmer und gelangten endlich auch in das kleine Kabinet, in welchem Verdier die Blausäure bereitet hatte. Sie hatten im Vorbeigehen jeden Vorhang gelüftet, in jeden Schrank geblickt und jeden dunklen Winkel beleuchtet. Sie mußten sich endlich gestehen, daß sich kein lebendiges Wesen in der ganzen Wohnung befand, so sehr dies auch außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen schien. „Die Wohnung muß einen geheimen Ausgang haben!" erklärte Amata, nachdem sie sich aus ihrer ersten Bestürzung aufgerafft hatte. „Sucht, sucht! — Wer den zweiten Ausgang findet, soll zweihundert Franken haben von mir!"

„Und ebensoviel von mir!" setzte der Polizeidirektor hinzu.

Hui, wie jetzt in Herrn Martins Wohnung das Oberste zu unterst gekehrt wurde! Kein Möbel blieb an seinem Platze stehen, und die Tapeten der Wände lagen bald als Fetzen am Boden, so eifrig suchte man nach einer geheimen Thüre. Galonbert war der Glückliche, der zuerst in dem Schlafzimmer zu suchen begann und das umfangreiche Bett mit den langen Vorhängen von der Wand wegrückte. Schonungslos riß er auch hier die Tapeten herab und dabei stieß er mit der Hand heftig an einen Metallknopf. — Unter einem knarrenden Geräusche sprang eine geheime Thüre auf, welche in das anstoßende Haus, in die Wohnung des Herrn Marchais führte. Galonbert stieß einen Freudenruf aus, der Amata und den Polizeidirektor und vor allem Silvan eiligst herbeilockte. Galonbert, als der Entdecker des geheimen Ausganges, schritt den Uebrigen triumphierend voran und führte sie in das Zimmer, wo die zahllosen Verkleidungen noch den allerletzten Beweis lieferten, daß hier wirklich der Hauptschlupfwinkel der Verbrecher gewesen war. Amata schlug sich, zum ersten Male an der Erreichung ihres Lebenszweckes verzweifelnd, vor die Stirne. „Wieder entschlüpft!" rief sie mit ausbrechender Bitterkeit. „O Herr des Lebens, so bist denn Du selber der Bestrafung dieses Elenden entgegen?"

„Ja, ich sagte es schon lange, wir werden ihn nicht einfangen," stimmte der Polizeidirektor traurig bei. „Wir werden eingestehen müssen, daß der Verbrecher schlauer ist als wir!"

Diese Worte gaben Amata ihre alte Energie wieder. „Nein, nein!" sagte sie, das Haupt erhebend. „Uebermorgen ist Mittwoch. Und habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Großes von jenem Tage hoffe? Fort mit Zweifel und Mutlosigkeit! Ein Ziel, das mit so viel Beharrlichkeit verfolgt wird, muß sich endlich erreichen lassen." Der Polizeidirektor gab kein Wort der Erwiderung, da er Amata's Hoffnungen schon lange nicht mehr teilte. Er folgte der geheimen Agentin zu dem Portier des Hauses am Temple-Boulevard hinab, um Erkundigungen über den Mieter der entdeckten Wohnung einzuziehen. Und durch die Erklärungen des Portiers wurde ihnen leicht klar gemacht, daß Herr Marchais und Herr Martin eine und dieselbe Person und ganz unzweifelhaft einer der Verbündeten war, der hier seit Jahren gewohnt und sich für seine Verbrechen vorbereitet hatte.

Die einzigen Fröhlichen unter den Polizisten waren Galonbert und Silvan. Und Silvan hatte wohl Grund genug, an der Freude seines Gefährten über die gewonnenen vierhundert Franken lebhaft teilzunehmen. Denn noch drinnen in der Wohnung Verdiers hatte ihm sein treuer Galonbert zugeflüstert: „Es versteht sich von selbst, daß wir auch das ehrlich erworbene Geld teilen, so wie wir einst die Diebsbeute geteilt haben! Wir sind und bleiben ja gute Freunde und Brüder!"

38.

Die Nacht vom Dienstag auf Mittwoch war unter den drei Verbündeten für die Ausführung des Mordes an Felicitas bestimmt. Moritz beobachtete, vom Garten des falschen Kapitäns van Brook aus, das Haus der Frau Dubieff und besonders die Fenster, welche Verdiers Beschreibung nach zu Felicitas Zimmer gehören mußten. Als das letzte Licht dort drüben gegen 11 Uhr endlich erloschen war, öffnete er die Mauerpforte, die in den Garten des Instituts führte und schritt durch eine winterlich kahle Lindenallee dem dunkel daliegenden Hause zu. Ehe er die gepflasterte Terasse betrat, mit welcher die ebenerdigen Lokalitäten des Hauses durch einfache Glasthüren verbunden waren, zog er seine Stiefel aus, um jedes gefahrbringende Geräusch zu vermeiden.

Er wählte die mittlere Thüre zu seinem Eindringen in das Haus, da er wußte, daß sie direkt nach dem Stiegenhause führte. Er hatte ein großes Pechpflaster mitgebracht, um allenfalls eine der Glasscheiben geräuschlos eindrücken zu können. Aber die Thüre war gar nicht verschlossen. Das Haus schien durch die hohen Mauern, mit welchen es von allen Seiten abgeschlossen war, so gründlich beschützt zu sein, daß es Frau Dubieff gar nicht in den Sinn kam, es noch besonders verschließen zu lassen. Freilich hatte die Institutsvorsteherin keine Ahnung davon, daß es noch einen anderen Weg in ihr Haus gab, als durch das große, wohlverriegelte und von dem Portier bewachte Thor; denn der Epheu hatte die Gartenmauer gegen die Seite des Instituts zu mit so dichten Verschlingungen bedeckt, daß dieselben das kleine niedrige Pförtchen, durch welches Moritz

eingedrungen war, völlig verdeckten. Er fand also kein Hindernis auf seinem Wege zu Felicitas. Im Stiegenhause zündete er eine winzige Blendlaterne an, damit er nicht etwa im Dunkeln an eine Thüre stoßen oder einen anderen Lärm verursachen möchte. Ohne im mindesten unsicher über den Weg zu sein, den er einzuschlagen hatte, gelangte Moritz in das zweite Stockwerk, an Felicitas Thüre. Und wenn er noch irgend einen Zweifel über die Genauigkeit der erhaltenen Beschreibung gehabt hätte, so mußte ihn der Metallknopf beruhigen, den Lartig an dem Schlüssel zu Felicitas Thüre zurückgelassen hatte. Moritz drückte vorsichtig auf die Klinke; dieselbe gab sogleich nach und die Thüre öffnete sich — auch hier war also kein Hindernis zu beseitigen. Er schlich auf den Fußspitzen in das Zimmer. Die Fensterläden waren nicht geschlossen. Moritz fühlte sich zufrieden über das herrschende Halbdunkel. Seit er Oktavia ermordet hatte, war er nicht mehr so kalt und blutgierig, wie einst! Er vermochte es noch immer, mit sicherer Hand zu töten; aber er that es, weil ein Verbrechen die anderen nötig machte, nicht mehr aus einem inneren Antrieb, wie bei Jenny Stall und Jonathan Wild. Moritz nahm das Fläschchen aus dem Futterale, öffnete den Stöpsel und ließ Felicitas den ausströmenden Duft voll einatmen. Wie ein starker, elektrischer Schlag durchzuckte es den schönen Körper — Felicitas streckte die Arme aus und öffnete ihre Augen zu einem starren, ausdruckslosen Blicke. Dann sank die ganze Gestalt in sich selbst zusammen, ein letzter Krampf schüttelte die zarten Glieder — der Atem hörte auf, die Einatmung der Blausäure hatte ihren schrecklichen Dienst gethan. Er beugte sich tief über Felicitas hin; er legte sein Ohr auf ihre Brust, aber auch nicht den leisesten Schlag vernahm er; da drinnen war es still und tot. Moritz konnte beruhigt den Rückweg antreten. Eine der Erbinnen war wie ein lästiger Stein aus dem Wege geräumt. Nun kam die Reihe an Maria!

Der nächste Morgen brachte einen blauen Frühlingshimmel und heiteres Sonnenlicht. Man pflegte zeitlich Tag zu machen in dem Institute der Frau Dubieff. Die kleinen und großen Zöglinge durften eine halbe Stunde im Garten spielen, ehe sie das Frühstück erhielten. „Es ist nicht gesund, sogleich nach dem Schlafen zu essen — ein wenig Bewegung in freier Luft erregt erst die rechte Eßlust!“ das war Frau Dubieffs begründete Ueberzeugung.

„Wo nur die liebe Fräulein Felicitas bleibt!“ fragten heute die im Garten spielenden Kinder; denn das junge Mädchen war ihnen sonst eine liebe Gefährtin während dieser Stunde gewesen und hatte sich mit ihnen um die Wette durch die breiten Alleen getummelt.

„Felicitas schläft aber heute lange,“ sagten später die Lehrerinnen. „Man sieht es den Kindern förmlich an, daß Felicitas bei ihrer Toilette nicht geholfen hat.“

„Ob Felicitas wohl krank ist?“ dachte endlich Frau Dubieff und ging die Treppe hinauf, um nach ihrem erklärten Liebling zu sehen. Leise öffnete sie die Zimmerthüre; sie wollte Felicitas noch im Schlafe überraschen und sie mit einem Scherze über ihre ganz ungewöhnliche Saumseligkeit erwecken.

Aber das war keine Schlummernde, die da auf den weißen Kissen lag, das war eine Leiche mit bleichem und starrem Gesichte. Frau Dubieff stieß einen durchdringenden Schrei aus. Mehrere Dienerinnen liefen herbei und eine davon hatte den verständigen Einfall, einen Arzt zu holen. Frau Dubieff erlangte allmählich, wenn auch nicht ihre Ruhe, so doch ihre Geistesgegenwart wieder. Sie näherte sich Felicitas, um zu prüfen, ob es nicht doch nur eine tiefe Ohnmacht war, die sie befallen hatte. Dabei fiel ihr Blick auf ein Papier, welches zwischen den Fingern des jungen Mädchens lag. Frau Dubieff entfaltete das Blatt — es war ein Taufschein und Felicitas wurde darin als das Kind Vatentine Dharvilles und eines unbekannten Vaters bezeichnet. Eine beigefügte Randbemerkung sagte aber daß dieser „unbekannte Vater“ der Justizbeamte Paul Gibray sei und dies auf Befragen auch nicht läugnen würde.

Mortz hatte diesen Geburtsausweis bei Felicitas zurückgelassen, um auf dessen Grund die Ausstellung eines gültigen Totenscheines zu ermöglichen. Da Frau Dubieff den Mädchennamen der Frau Bressol nicht kannte, kam es ihr natürlich gar nicht in den Sinn, daß Felicitas deren Tochter sei. Sie konnte deshalb nichts anderes thun, als den Taufschein samt einer kurzen Erklärung des Vorgefallenen in einem versiegelten Kouvert an den Untersuchungsrichter Paul Gibray senden.

Frau Dubieff kehrte, nachdem dies Geschäft beendet war, wieder in das Zimmer Felicitas zurück. Sie fand den Arzt bei der Toten — er schrieb gerade seinen Bericht an den Magistrat nieder; derselbe lautete auf Tod durch Gehirnlähmung. Und eine Stunde später kam Paul Gibray — er war todesbleich und sank an dem Lager seiner, ihm erst durch den Tod wiedergeschenkten Tochter unter lautlosem Schluchzen in die Kniee.

Er hatte in letzter Zeit mehrere Briefe mit dem Notar Brandy über die Auffindung seiner Tochter Felicitas gewechselt. Aber Brandy entschuldigte sich über die Verzögerung entscheidender Nachrichten durch eine angebliche Reise Dharvilles nach Irland. „Erst nach dessen Rückkehr könnte Herr Paul Gibray Auskunft über die betreffenden Angelegenheiten erhalten!“ So schrieb der Notar und fügte noch hinzu, daß Herr Dharville wohl bald wieder in London eintreffen würde.

Welcher Blitz aus wolkenlosem Himmel war es nun für Herrn von Gibray gewesen, als ihn Frau Dubieff's Brief an das Sterbelager dieser langgesuchten Tochter rief.

Die Justitutsvorsteherin ließ den unglücklichen Vater mit seinem Gefühle allein bei seinem toten Kinde. Er überdeckte das bleiche, schöne Mädchengesicht mit Thränen und Küssen und flüsterte zärtliche Schmeichelnamen in das Ohr, das ja die Töne seiner Liebe nicht mehr vernehmen konnte. O, es war eine Stunde des bittersten Schmerzes und der überschwenglichsten Liebesergießung zugleich, die Paul Gibray an dem jungfräulichen Todeslager verbrachte!

39.

Amata saß eben bei ihrem einfachen Frühstücke, als Moritz heiter und mit strahlendem Antlitz zu ihr in das Zimmer trat. Er sah so sorglos und zufrieden aus, wie wenn er die letzte Nacht; statt mit der Vollführung eines Verbrechens, nur im tiefen, glücklichen Schlafe der Jugend verbracht hätte.

„Du, mein Sohn, und schon zu so früher Stunde?“ fragte Amata, freudig überrascht von dem unerwarteten Erscheinen ihres Sohnes.

„Man muß ja so zeitlich zu Ihnen kommen, wenn man Sie zu Hause antreffen will, liebe Mutter!“ erwiderte Moritz. „Ich glaube, Sie sind sogar jetzt schon zum Ausgehen gerüstet?“

„Ja, mein Sohn. Ich muß noch vor acht Uhr das Haus verlassen!“

„Immer und immer wegen des verhaßten Polizeidienstes!“ rief Moritz bitter. „Werden Sie denn dieses Leben voll Mühen und Gefahren nicht mehr verlassen?“

„O, ich habe vielmehr die Hoffnung, es sehr bald aufzugeben, mein lieber Moritz.“

Der junge Mann blickte seiner Mutter gespannt ins Antlitz. „Also sind Sie nahe an dem Ziele angelangt, welches Sie sich gesetzt haben?“ fragte er so ruhig als er es vermochte.

„Heute abend hoffe ich als Siegerin in meinem schweren Kampfe vor Dich hintreten zu können!“ rief Amata. „Einer der Schuldigen muß heute in meine Hände fallen und habe ich nur einen, dann sind mir auch die anderen gewiß!“

„Haben Sie die Wohnung eines der Verbrecher entdeckt?“ fuhr Moritz begierig fort.

„Nein, sonst wäre er schon jetzt in den Händen der Polizei!“

„Sie suchen also immer noch, Mutter, und meinen, eine gute Spur gefunden zn haben?“

Amata erhob sich etwas ungeduldig von ihrem Sitze. „Befrage mich nicht mehr, mein teurer Moritz,“ sagte sie, seine Hand erfassend. „Was gehen Deine glückliche Jugend so schwere, ernste Dinge an, wie sie Deine Mutter belasten? Denke an Deine Braut, an die Seligkeiten Deiner künftigen Ehe!“

Moritz mußte abstehen von seinen Fragen an Amata, so sehr auch Unruhe und bange Sorge in seinem Busen wühlten. Er wußte ja, daß ihm seine Mutter doch nicht mehr antworten würde. „Sie haben recht — ich will Sie Ihre traurige Aufgabe allein erfüllen lassen,“ versetzte er leichthin. „Sie haben mir ja gesagt, daß die Welt nie erfahren wird, wer mein Vater war. Und was geht mich alles andere an? Ja, sprechen wir von meiner geliebten Maria, denn um ihretwillen habe ich Sie ja heute um jeden Preis sprechen wollen, Mutter. Die Familie Bressol wünscht Sie kennen zu lernen, Sie werden heute zum Souper dort erwartet. Keine Bedenken, liebe Mutter, Sie dürfen diese meine Bitte nicht zurückweisen. Wie sollte ich Ihr Fernbleiben entschuldigen? Müßte es nicht das Ansehen gewinnen, als ob ich mich meiner Mutter zu schämen hätte!“

„Wohl, ich werde kommen,“ erwiderte Amata. „Aber erst nach acht Uhr abends. Ich werde Dir die Botschaft meines Sieges in das Haus Deiner Braut bringen! Aber entschuldige mich, mein Sohn, ich muß jetzt ausgehen.“ Moritz verließ mit Amata zugleich das Haus. Er sah noch, wie sie an der nächsten Straßenecke einen Wagen bestieg und begab sich unverweilt zu Lartig, wo er auch Verdier antraf; denn seit die Polizei seine Doppelwohnung entdeckt hatte, lebte der falsche Abt Meyrs gänzlich bei seinem Bundesgenossen.

„Ich rate euch, heute das Haus um keinen Preis zu verlassen!“ rief Moritz den beiden Verbrechern gleich nach seinem Eintritte zu. „Meine Mutter strahlt von Siegesgewißheit und Freude — sie hofft mit Gewißheit, noch heute einen von euch in die Hände zu bekommen. Das „Wo“ und „Wie“ konnte ich natürlich nicht erfahren, denn sie nimmt es sehr genau mit den Amtsgeheimnissen. Nur ihre freudige Erwartung brachte sie so weit, mir überhaupt eine Andeutung zu machen. Und zu unserer Warnung genügt das.“

„Wenn sie aber meinen Aufenthalt in diesem Hause entdeckt hätte?“ fragte Lartig unruhig.

„Darüber dürft ihr ruhig sein, denn sie verneinte dies ganz entschieden!“ sagte Moritz. „Ihr habt nichts zu fürchten, wenn ihr nicht aus dem Hause geht, auch nicht für eine Minute!“

„Aber ich habe einen wichtigen Brief abzuholen, der gerade heute für mich auf dem Postamte in der Enghienstraße eingetroffen sein muß,“ rief Verdier.

„Das werde ich für Sie orgen!“ sagte Moritz. „Welches ist die Chiffre?“

„Herkules Nr. 750 — soll ich es Ihnen aufschreiben?"

„Nein — das ist nicht nötig. Mein Gedächtnis ist von Eisen. Noch Eines. Heute abend kann ich nicht hieher kommen. Dieser Abend ist der Einführung meiner Mutter in das Haus meiner Braut gewidmet. Amata Joubert will mir die Botschaft von dem endlichen Gelingen ihrer Nachforschungen zu Maria Bressol bringen. Ich weiß nicht — diese Siegesgewißheit meiner Mutter macht mir doch etwas bange. Was sie nur eigentlich vorhaben mag?"

„Diese Amata Joubert wird ohnehin noch unser Verderben sein, wenn wir nicht bald von Paris fortkommen können!" rief Verdier. „So weit es von mir abhängt, hätte ich diese verdammte Spionin längst unschädlich gemacht. Da steht aber Moritz, der zärtliche Sohn, dazwischen, der sie beschützt, ohne zu bedenken, daß sie uns noch im letzten Augenblicke des Gelingens aller unserer Plane an den Galgen bringen kann, auch Sie nicht ausgenommen, mein lieber Herr Moritz!"

„Hüten Sie sich vor feindlichen Absichten gegen meine Mutter!" schrie der junge Mann drohend. „Schon bevor ich in Frau Roster meine Mutter erkannt hatte, legte ich euch bei ihrem teuren Leben den verlangten Schwur des Schweigens und des Gehorsams ab. Glaubt ihr, daß meine Neigung jetzt vermindert ist, da ich weiß, wie nahe ich ihr angehöre? O, hütet euch! Ihr möchtet noch einen Muttermord auf meine Seele laden, nachdem ihr dieselbe mit der Lüge, daß ich meinen Vater getötet hätte, genügend beschwert habt."

„Mit der Lüge?" fragte Verdier unsicher. „Wer sagt Ihnen, daß unser Ausspruch eine Lüge war?"

„Meine Mutter sagte es mir!" rief Moritz heftig. „Ich fragte sie geradezu, ob der Ermordete, den man ausgestellt hatte, nicht etwa Lartig gewesen sei? Und sie verneinte es, sie schwur mir, daß Lartig lebe und sich in Paris aufhalte. Warum habt ihr mit einer so nutzlosen, ungeheuren Lüge Verwirrung und Gewissensangst in meine Brust gebracht? Was war euer Zweck dabei?"

„Wir haben doch nicht gelogen!" sagte Verdier etwas trotzig.

„Und ich glaube dennoch meiner Mutter mehr als euch!" erwiderte Moritz. „Gleichviel, Lartig mag leben oder nicht, was geht es mich an? Mein Herz hat keinen Teil an ihm. Ich habe ihn verflucht in dem Augenblicke, als ich erfuhr, daß er mein Vater ist und mir sein Blut, seine Anlagen, seine Mordlust vererbte. Und ich werde ihm fluchen, immer und —!"

„Halt ein, mein Sohn!" schrie Lartig, von wildem Entsetzen ergriffen, auf. „Deine Worte fallen wie geschmolzenes Blei auf meine Seele. Ich bin Lartig, verfluche nicht Deinen Vater, der Dich liebte von dem Augenblicke an, als er Dich zum erstenmale sah." Lartig breitete die Arme aus nach seinem Sohne, aber der Jüngling wich weit vor ihm zurück.

„Berühren Sie mich nicht!" sagte er rauh. „Spielen Sie keine Komödie mit väterlicher Zärtlichkeit. Warum liebten Sie mich schon, als Sie mich kaum gesehen hatten? Weil ich mit dem Geständnis eines Doppelmordes vor Sie hintrat, weil Sie einen Ihresgleichen in mir erkannten! Wäre ich schuldlos und gut gewesen, so hätten Sie mich gehaßt und verfolgt. Was haben Sie doch gethan für mich, Ihren Sohn? Hinweg von mir, Lartig, ich bin Amata's Sohn und hasse Sie als solcher, nie und nimmer werde ich Sie Vater nennen. Und hüten Sie sich, meine Mutter zu bedrohen, sonst könnte ich auch den Bundesgenossen in Ihnen vergessen, und wenn dies auch meinen eigenen Kopf kosten sollte!"

Moritz verließ, ohne sich auf weitere Erklärungen seiner bestürzten Verbündeten einzulassen, das Haus. Er machte einen Gang durch die Stadt, um seine gewöhnliche heitere Ruhe wieder zu gewinnen, dann begab er sich zu seiner Braut, um ihr seinen gewöhnlichen Morgenbesuch zu machen. Er fand Maria mit verweinten Augen und in einer wahrhaft trostlosen Stimmung. Frau Dubieff hatte ihrer ehemaligen Schülerin Maria einige Zeilen geschrieben, um ihr den plötzlichen Tod der armen Felicitas anzuzeigen. Maria fühlte ein namenloses Wehe über den Verlust einer so treuen, lieben Freundin und Moritz bot vergebens all seine Beredsamkeit und ganze Unterhaltungsgabe auf, um sie zu zerstreuen. Heiße Thränen liefen immer wieder von neuem über die Wangen des jungen Mädchens. Auch Valentine war heute in einer sehr aufgeregten und finsteren Stimmung — nur freilich hatte ihr Trübsinn ganz andere Gründe, als Maria's fromme Trauer. Valentine konnte es sich nicht verhehlen, daß die Krankheit ihrer Tochter während der letzten Tage eine entschiedene Wendung zum Besseren genommen hatte. Der Gedanke an die nun so nahe bevorstehende Vermählung Maria's mit Moritz zerriß wieder mit allen Qualen der Eifersucht und ohnmächtigen Verzweiflung das Herz der schönen Frau.

Und Maria? War sie denn so gleichgültig gegen die Thatsache, daß ihre Verbindung mit Moritz immer näher heranrückte? Vielleicht hätte sie die bitterste Unruhe, der bangste Zweifel gequält. Aber noch am Abende vorher war die nun so herb beweinte Felicitas bei ihr gewesen und hatte ihr folgende Zeilen von Alberts eigener Hand gebracht:

„Meine heißgeliebte Maria! Ich bin fast genesen. Morgen abend werde ich zum erstenmale das Haus verlassen, um Deinem Vater einen Besuch abzustatten. Was dabei zur Sprache kommen soll, möge Dein Herz erraten. Mit tausend Küssen, Dein treuer Albert!"



Ein Gruß. (Mit Gedicht.)
Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.
Das Originalgemälde ist von Meyer von Bremen.

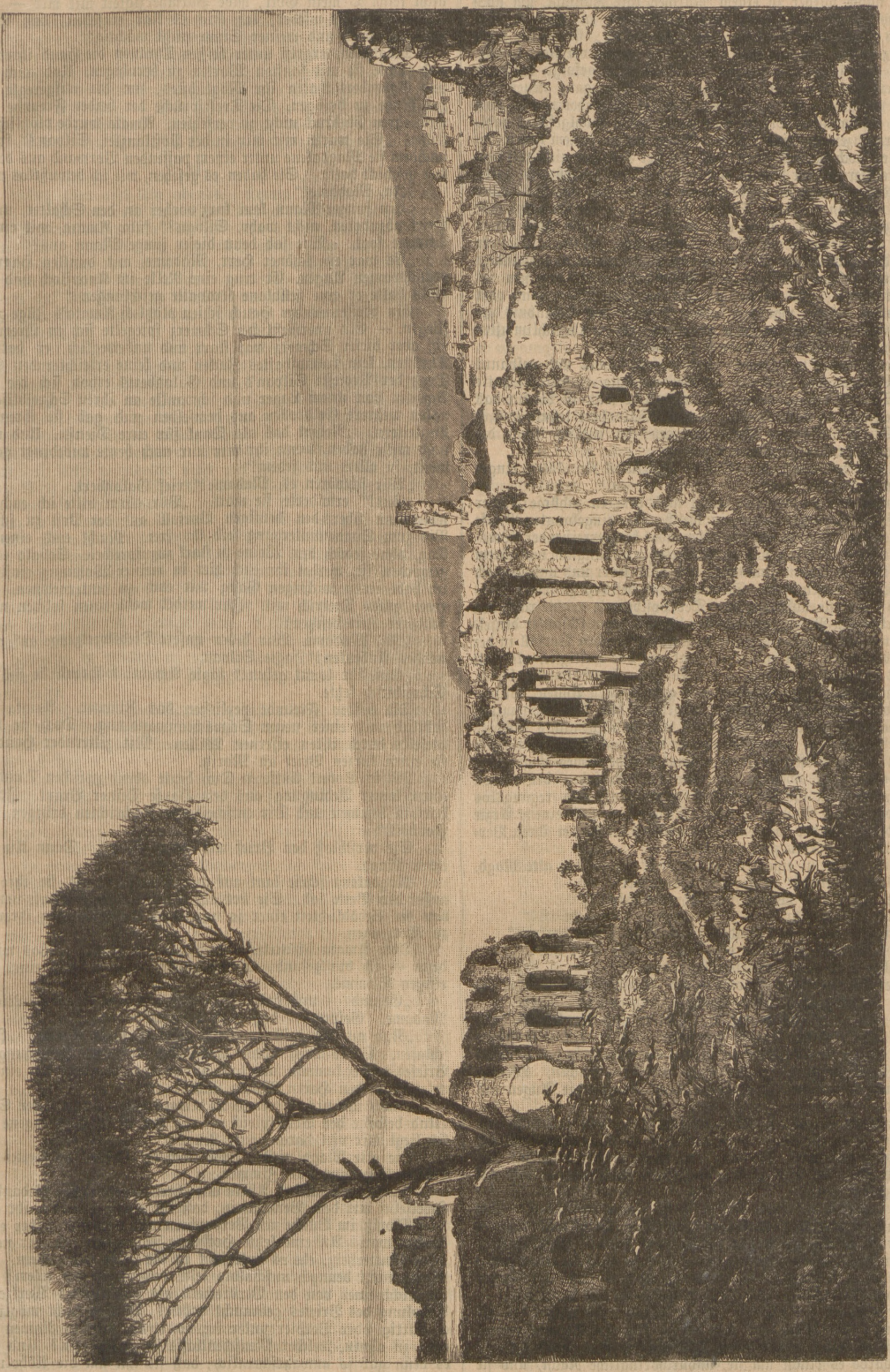
40.

Amata traf wenige Minuten vor acht Uhr mit Silvan und Galonbert auf dem Postamte in der Enghienstraße ein. Die Schalter waren noch geschlossen, aber schon warteten mehrere Personen auf den nahen Beginn der Amtsstunden, um ihre Briefe aufzugeben oder abzuholen. Amata ging sogleich in die Postkanzlei, wo zwei Beamte eben ihre Bücher und Papiere ordneten und die Vorhänge von den kleinen Schiebfenstern zurückzogen, durch die sie sich mit dem im äußern Postlokale befindlichen Publikum in Verbindung setzten.

„Welcher von den beiden Herren ist der Beamte, welcher die eingetroffenen Briefe an die Empfänger ausfolgt?" fragte Amata, nachdem sie ihren Beglaubigungsschein als Polizistin vorgezeigt hatte.

„Ich bin es, Madame!" antwortete einer der Beamten. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich bitte Sie, mir einen Platz neben Ihnen anzuweisen, von dem aus ich die am Schalter Erscheinenden beobachten kann, ohne selbst gesehen zu werden. Auch ersuche ich Sie, so oft ein Brief abgeholt wird, mir den Namen oder die Chiffre der Adresse laut und deutlich zu wiederholen. Es handelt sich um Ausfindigmachung



Ueberreste des altgriechischen Theaters von Taormina mit dem Aetna. (Mit Text.)

eines Menschen, der sich erwiesenermaßen schon einigemale die für andere Personen bestimmten Briefe widerrechtlich zugeeignet hat."

Amata nahm wieder zu einem Märchen ihre Zuflucht, um auch den Postbeamten ihr Geheimnis nicht preisgeben zu müssen. Sie wollte dieses Mal sicher gehen in jeder Beziehung; sie wollte keine Möglichkeit zulassen, die ihre Hoffnungen von neuem vereiteln konnte.

Silvan war seiner Vorgesetzten in die Kanzlei gefolgt, während sich Galonbert vor dem Thore draußen einer ihm ganz neuen Beschäftigung widmete. Er putzte der Pariser Modeherrn die vom Straßenkote beschmutzten Stiefel und steckte dafür wohlgefällig zahlreiche Kupfermünzen in seine Tasche. Neben diesem seinem neuen Berufe mußte er noch darauf sehen, daß sich der Kutscher nicht mit dem Mietwagen entfernte, der Amata auf das Postamt hergebracht hatte.

Die beiden ehemaligen Diebe waren von Amata mit folgender Instruktion versehen worden: Silvan hatte ruhig im Hintergrunde der Postkanzlei zu sitzen. Und erst wenn sich Amata von ihrem Sitze erhob und dreimal mit ihrem Taschentuche winkte, sollte er demjenigen, der soeben einen Brief von dem Postbeamten ausgehändigt erhalten hatte, folgen und ihn mit Galonberts Hilfe draußen im Posthofe festnehmen. Im Falle der Angegriffene Widerstand oder Flucht versuchen würde, war den beiden Agenten die Erlaubnis gegeben, die Postbediensteten zu Hilfe zu rufen und im allerschlimmsten Falle von ihren Revolvern Gebrauch zu machen.

Mehrere Stunden vergingen. Amata saß stumm und gespannt neben dem Postbeamten, der die Briefe ausfolgte — Silvan hatte unweit der Thüre Platz genommen, durch welche man in die für das Publikum bestimmten Lokale treten konnte, Galonbert lehnte müßig mit seiner Stiefelbürste am Thore draußen; da endlich klang die Frage an das Ohr der geheimen Agentin:

„Ist ein Brief unter der Chiffre „Herkules No. 750" eingetroffen, mein Herr?"

Der Postbeamte wandte sich ruhig nach dem in zahllose Fächer geteilten, offenen Schranke herum, in welchem die eingelangten Briefe aufbewahrt lagen — da drang ein leiser, aber herzzerreißender Wehelaut an sein Ohr und er sah, wie die Polizeiagentin langsam von ihrem Stuhle auf den Fußboden hinabglitt und dort starr und unbeweglich gleich einer Leiche liegen blieb. Silvan sprang bestürzt zu seiner Vorgesetzten und suchte sie aufzurichten. Der Postbeamte reichte rasch den von ihm verlangten Brief zum Schalter hinaus, dann schloß er denselben eiligst, um den draußen Stehenden den aufregenden Vorfall in der Kanzlei zu verbergen. Galonbert erschrak auf das Heftigste, als statt irgend eines Verbrechers Amata in den Wagen gebracht wurde, bleich, mit schlaff herabhängenden Gliedern und geschlossenen Augen. Silvan und die beiden Postbeamten hatten vergebens alle Belebungsmittel an der geheimen Agentin erschöpft. Es war endlich nichts anderes übrig geblieben, als sie, bewußtlos wie sie war, nach Hause zu führen, da man ihr in der Poststube nicht einmal ein bequemes Lager verschaffen konnte. Und noch größer war das Entsetzen der treuen Magdalena, als man ihr die geliebte Herrin blaß und regungslos wie eine Tote in die Wohnung trug. Silvan lief nach einem Arzte und Galonbert half der weinenden Magdalene emsig bei ihren Versuchen, Amata in's Leben zurückzurufen.

„Was ist ihr denn eigentlich geschehen?" fragte die alte Magd.

„Ich weiß es nicht!" antwortete Galonbert.

„Ist sie von einem Wagen überfahren worden?"

„Ach nein! Seht Ihr denn nicht, daß sie unverletzt ist?"

„Waren Sie dabei, als Madame das Bewußtsein verlor?"

„Ja! — Sie fiel eben wie ein Sack auf die Erde hin!"

„Wo aber war das?" fragte Magdalena.

„Auf der Straße!" log Galonbert, der Amata's System, über alle polizeilichen Angelegenheiten zu schweigen, angenommen hatte.

Silvan kam nun endlich mit dem Doktor und der letztere hatte kaum einen Blick auf die Kranke geworfen, als er einen kräftigen Aderlaß für dringend notwendig erklärte, sonst könnte in den nächsten Momenten ein Schlagfluß ihrem Leben ein Ende machen. Wenige Minuten nach vollendeter Operation schlug Amata die Augen auf und sah mit einem ungewissen Blicke um sich.

„Jetzt machen Sie ihr beständig Eisumschläge auf den Kopf und verbieten Sie ihr zu sprechen," sagte der Arzt zu Magdalene. „Sonst ist nichts nötig. Sie wird sich ganz von selbst wieder erholen." Er entfernte sich eilig, da Silvan ihn von einer Konsultation fast mit Gewalt weggeholt hatte.

Amata lag still in ihren Kissen — sie sann und sann. Was war ihr denn eigentlich widerfahren? Welcher Blitzstrahl war es gewesen, der sie so jäh zu Boden geschmettert hatte? Plötzlich stieß sie einen durchdringenden Schrei aus — sie fuhr wild in eine sitzende Stellung empor und streckte abwehrend die Hände aus, wie gegen eine drohendes Schreckbild. Sie sah sich wieder in der Postkanzlei — am Schalter erschien ein schöner, junger Mann, ihr Sohn, ihr geliebter Moritz! Sie hörte ihn mit seiner sonoren Stimme sagen: „Ist kein Brief unter der Chiffre 750 eingetroffen, mein Herr?" Und dann wurde es Nacht um sie, undurchdringliche Nacht, und sie wußte kein anderes Erleichterungsmittel, als ihrem erstickenden Herzen durch lautes Anrufen des barmherzigen Weltschöpfers Luft zu machen.

„O mein Gott, nein, es ist nicht wahr!" schrie sie entsetzensvoll vor sich hin. „Er war es nicht — ich bin wahnsinnig! Er kann's nicht sein! O mein Gott, habe Barmherzigkeit mit mir — gib mir meine Vernunft wieder; laß mich es klar einsehen, daß ich blind war und taub und meiner Sinne nicht mächtig!"

Magdalene ergriff unter heißen Thränen die Hand ihrer Herrin und suchte sie mit sanften Worten zu beruhigen. Und auch Silvan und Galonbert thaten ihr Möglichstes, um die aufgeregte Kranke zur Ruhe zu bringen. Die Trostsprüche der beiden Freunde schienen auch ihren Eindruck nicht zu verfehlen. Amata wurde plötzlich wieder stiller. „Sie waren mit mir in der Postkanzlei, Silvan?" fragte sie, nachdem sie Magdalene unter einem passenden Vorwand aus dem Zimmer geschickt hatte. „Sie haben es gesehen, wie ich bewußtlos wurde?"

„Ja, Madame!"

„Ein junger Mann kam kurz vorher an den Schalter, um einen Brief abzuholen, nicht wahr, Silvan?" fuhr Amata mit eintöniger Stimme fort. „Wie sah denn dieser junge Mann aus?"

„Es war ein schöner Herr, Madame, mit dunklen Haaren und pechschwarzen Augen. Er trug eine Nelke im Knopfloch und um den Hals hatte er eine hellblaue Kravatte geschlungen!"

Ein versteinernder Hauch schien plötzlich Amata's Züge zu überfliegen. — Ein unermeßlicher Schmerz spiegelte sich in ihrem Antlitz ab, aber dieser Schmerz war starr und unbeweglich, er hatte keine Thränen, kein krampfhaftes Zucken und keine erleichternden Seufzer. Trotz der Proteste Silvan's und Galonberts erhob sich die geheime Agentin von ihrem Lager und schwankte an ihren Schreibtisch. Sie nahm mehrere Geldrollen aus demselben und gab sie ihren treuen Begleitern. „Nehmt das als Dank für eure Dienste. Und ihr sollt noch mehr haben, wenn ihr mir nur noch heute unbedingt gehorchen wollt, in allem und jedem!"

„Wir schwören es, Madame!" rief Galonbert.

„Gut!" erwiderte sie matt. „Vor allem bitte ich euch, gegen jedermann über den heutigen Vorfall auf der Post zu schweigen. Bis zum Sonnenuntergang seid ihr frei. Macht euch einen guten Tag, ohne jedoch dem Weine zu stark zuzusprechen. Sobald es dunkel geworden ist, werdet ihr euch hier in meiner Wohnung einfinden — ich habe einen wichtigen Gang mit euch zu unternehmen. Bringt einen guten Dietrich mit. Ihr werdet wohl einen solchen noch aus früherer Zeit besitzen?"

„Ja, Madame. Wir heben unsere Diebswerkzeuge auf, als warnendes Andenken!" sagte Silvan.

„Gut, ihr könnt gehen!" sagte Amata, während sie sich an den Schreibtisch setzte.

Die beiden Freunde verließen das Zimmer. Amata kämpfte sichtlich mit einer neuen Schwächeanwandlung. Doch sie bezwang dieselbe durch ihren eisernen Willen. Mit zitternder Hand schrieb sie einen kurzen Brief an Moritz.

„Mein Sohn! Entferne Dich heute abend zwischen 7 und 9 Uhr unter keiner Bedingung aus dem Hause Deiner Braut. Ich werde dorthin kommen und Dir entscheidende Nachrichten bringen. Amata Joubert."

Sie verschloß den Brief mit ihrem Siegel. Dann klingelte sie ihrer Magd.

Magdalena schrie laut auf vor Schrecken, als sie ihre Herrin außer dem Bette sah. Sie bot alle ihre Beredsamkeit auf, um Amata von der Schädlichkeit einer so unzeitigen Ueberschätzung ihrer Kräfte zu überzeugen.

Doch Amata schüttelte abwehrend den Kopf. „Was willst Du denn — ich bin gesund, Magdalena!" sagte sie mit einer seltsam eisigen Stimme.

„Gesund — und dabei sehen Sie wie eine lebendige Leiche aus, Madame. Gesund — daß Gott erbarm!"

„Nun gut, ich will zu Bette gehen!" sagte Amata. „Ich will schlafen. Störe mich nicht, wenn Du von der Besorgung dieses Briefes wieder kommst, und lasse vor allem niemand zu mir eintreten."

„Auch den Herrn Moritz nicht?"

„Auch ihn nicht!" erwiderte Amata unter einem leisen Stöhnen. „Und besorge den Brief gleich — gib ihn in Moritz's eigene Hände. Es liegt mir viel daran, gute Lena!"

Die alte Magd nickte, schob noch die Kissen des Bettes zurecht und verließ dann das Zimmer.

Amata war allein! Allein mit ihren martervollen Gedanken und Zweifeln, mit dem Bewußtsein, daß ihr einziger Sohn, ihr angebeteter Moritz im Bunde mit Verbrechern und vielleicht selber ein Verbrecher war. An eine letzte Hoffnung klammerte sich nur noch das arme Mutterherz, ehe es untersank in die Fülle seiner Pein. Konnte Moritz nicht dennoch unschuldig sein, trotz allem und allem? Konnte ihn nicht einer von den Verbrechern als unwissendes Werkzeug zur Abholung des Briefes gebraucht haben? War es nicht möglich, daß er Lartig oder Verdier unter irgend einem falschen Namen kannte, ohne zu ahnen, welcher Menschenklasse sie angehörten? Und erschien es denn gar so unwahrscheinlich, daß sie ihn um die Abholung des Briefes unter irgend einem Vorwand ersucht hatten? Gewißheit, Gewißheit und sollte sie mir auch das Leben kosten! Das war

Amata's energische Entschließung. Deshalb hatte sie Silvan und Galonbert für den Abend in ihre Wohnung bestellt und ihnen befohlen, einen Dietrich mitzubringen.

Amata wollte eindringen in das Heim ihres Sohnes, wollte nach einer Bestätigung oder Entkräftigung ihres entsetzlichen Verdachtes suchen. Eine Mutter, die in der Wohnung ihres Kindes nach Beweisen forscht, ob es ein Verbrechen begangen hat! Eine Mutter, die in ihrem Kinde den Bundesgenossen von Mördern oder einen Mörder selber vermutet. — Wer vermöchte die Tragik eines solchen Menschenloses auszumalen? Wer vermöchte die Empfindungen zu schildern, unter welchen Amata die Stunden bis zum Abende hinbrachte?

41.

Es schlug eben acht Uhr abends. Amata Joubert verließ mit Galonbert und Silvan die Wohnung der Polizei am Martinsboulevard. Sie trug Männerkleider, über die sie einen großen, faltigen Mantel geworfen hatte. Ihr Antlitz war noch immer von einer wahren Todesblässe bedeckt, ihr Blick starr und gebrochen zugleich. Sie schwankte an Silvans Arme dahin, ohne diese Stütze hätte sie sich wohl kaum auf den Füßen zu erhalten vermocht. In der Navarinstraße angelangt, machte Amata vor dem Hause Halt, welches Moritz bewohnte.

„Sind wir am Ziele?" fragte Galonbert.

„Ja — hier ist das Haus, in dem wir zu thun haben," antwortete Amata mit klangloser Stimme. „Im dritten Stockwerke wohnt ein Arzt. Wenn der Portier eine Frage an uns stellt, werden wir antworten, daß wir zu diesem Arzte gehen wollen."

Aber Amata gelangte unangefochten mit ihren Begleitern an der Stube des Portiers vorüber. Der Alte war über seiner Zeitung eingenickt und hatte momentan nicht nur sein Wächteramt, sondern die ganze Welt vergessen. Vor der Thüre zu Moritz Basseur's Wohnung hielten die drei Polizisten neuerdings stille.

„Hier ist's!" murmelte Amata. „Arbeitet — ich muß da hinein gelangen!" Ohne Zögern brachte Galonbert einen Dietrich aus seinen Kleidern hervor und öffnete mit demselben die Thüre so geschickt und so rasch, daß er dadurch nur allzusehr seine langjährige Uebung in dergleichen Manipulationen verriet. Sie traten nun in das Vorzimmer und verriegelten die Thüre hinter sich. Silvan zündete eine Kerze an, die er mit sich gebracht hatte. Amata lenkte ihre Schritte nach dem zunächstliegenden Gemache. Es war dies Moritz's Arbeitszimmer, dasselbe, in welchem er nach verübtem Doppelverbrechen die blutbefleckten Kleider und die sonstigen verdächtigen Gegenstände verbrannt hatte.

Amata blieb, von ihrer Bewegung fast erstickt, an der Schwelle stehen und warf einen langen, thränenschweren Blick in dem stillen Raume umher. Alles hier sprach ihr von ihrem Sohne, von ihrem angebeteten Sohne!

Auf dem Schreibtische lag ein aufgeschlagenes Buch! Darin hatte Moritz gelesen! Dort auf dem Kaminsims sah sie einen Handschuh, der noch genau die Form der eleganten Hand zeigte, die ihn getragen hatte. Hier unter den Nippsachen in einem gläsernen Schränkchen waren es wieder dessen Schulprämien, die Amata's Blick anzogen — sie erinnerten an seine Kinderzeit, an seine Lernbegierde, an ihre lebhafte Freude über seine glänzenden Fortschritte. Die unglückliche Mutter verhüllte sich das Antlitz mit beiden Händen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Dann aber zog es doch wieder wie eine leise Hoffnung in ihr zerrissenes Herz ein. „Nein, nein, es ist unmöglich!" schien ihr eine innere Stimme zuzuflüstern. „Hier wird sich kein Beweis seines Verbrechens finden! Er ist nicht schuldig — er weiß von nichts. — Er ist ein ahnungsloses Werkzeug in der Hand der Elenden gewesen, die sich seiner bedient haben. Moritz eines Verbrechens fähig? Nein, nimmermehr!"

Amata wandte sich nun entschlossen zu ihren Gefährten. „Schließt die Fensterläden, damit man das Licht von außen nicht sehen kann," sagte sie. „Gut! Und jetzt sucht in der ganzen Wohnung nach Schriften und bringt mir jedes Stückchen Papier hieher. Natürlich auch jeden anderen verdächtigen Gegenstand, den ihr findet. Ich nehme es auf mich, dieses Zimmer zu durchsuchen!" Amata setzte sich an den Schreibtisch ihres Sohnes. Sie öffnete die zahlreichen Lädchen und sah die darin befindlichen Papiere durch. Sie fand Briefe von ihrer eigenen Hand — sie waren aus jener Zeit, als sich Moritz noch im Kollegium befand. Er hatte diese Briefe nach dem Datum geordnet und in einen Bogen weißes Papier gewickelt, auf welchem die Worte zu lesen waren: „Von meiner lieben Frau Rosier." Amata's Thränen flossen so unaufhaltsam, daß sie kaum in ihrer Beschäftigung fortzufahren vermochte. Als sie sich wieder ein wenig gesammelt hatte, nahm sie eine mit Papieren bis an den Rand gefüllte Mappe zur Hand. Sie traf auf Entwürfe von Romanen und Feuilletons, auf Gedichte und politische Leitartikel für seine Zeitung, lauter Zeugen der litterarischen Thätigkeit des Jünglings. Plötzlich kam ihr ein achtfach zusammengefaltetes Stück Papier in die Hände. Sie entfaltete es und im gleichen Momente durchlief ein heftiges Zittern ihren Körper und kaum hatte sie die Kraft, einen Schrei des Entsetzens auf ihren Lippen zurückzuhalten. Was sie da zwischen den Fingern hielt, war nichts anderes, als der Schlüssel zu einer Netzschrift, ein Blatt, genau in derselben Weise durchlöchert, wie man es bei dem Ermordeten gefunden hatte.

„O Herr, Herr!" stammelte Amata, auf ihre Kniee sinkend. „So hast Du denn kein Mitleid mit mir? So muß ich denn an das Schreckliche glauben? Moritz ist der Bundesgenosse von Verbrechern, der Mitschuldige meines Verderbers Lartig, der Mitschuldige seines Vaters!" Aber noch einmal stiegen Zweifel in Amata's Seele auf. Konnte dieses Papier nicht dennoch nur durch einen Zufall hiehergekommen sein? Daß Moritz mit Lartig und dessen Bundesgenossen in Verkehr stand, das war zweifellos. Die einzige Möglichkeit war nun noch vorhanden, daß er um ihre Verbrechen, um ihre Verhältnisse nicht wußte! Amata rief sich alles in das Gedächtnis zurück, was ihr Moritz über seinen nunmehrigen Chef, über den holländischen Exkapitän van Brook erzählt hatte. Wie, wenn sich Lartig unter dieser Maske verbarg und Moritz in seine Dienste genommen hatte, um ihn zum Bösen zu verführen und zu verderben? Wie, wenn Lartig vielleicht darum wußte, daß Moritz sein Sohn war und sich seiner bemächtigt hatte, um nach und nach gleichfalls einen Verbrecher aus ihm zu machen? Ja, ja, Moritz konnte noch unschuldig sein — vielleicht kam seine Mutter noch zur rechten Zeit, vielleicht war er noch zu retten und zurückzureißen von dem Abgrund, an dessen Rande er ahnungslos dahinschritt.

Nein, sie wollte ihren Sohn noch nicht anklagen und verdammen! — Dazu gehörten andere Beweise seiner Schuld, als ein unbeschriebenes Stückchen Papier, dessen Gebrauch er wohl nicht einmal kannte. Und Silvan brachte diese anderen Beweise! Er schleppte eine alte, ganz mit Schriften gefüllte Reisetasche herbei.

„Wir haben alles da hinein geworfen, was von Papieren zu finden war," sagte er. „Sie mögen nun selber nachsehen, ob wir das Richtige gebracht haben, Madame. Ich gehe wieder und hole noch mehr."

Amata brauchte nicht viel Zeit, um alle die Schriften zu prüfen, es waren wertlose Briefe, Einladungen zu Bällen und Unterhaltungen, Konzertprogramme und dergleichen bedeutungslose Papiere. Die Reisetasche war leer. Aber fast mechanisch, aus alter Gewohnheit, jeden Gegenstand nach allen Seiten zu prüfen, betastete Amata auch das Futter und fühlte deutlich, daß da drinnen ein Bündel Schriften eingenäht war. Hastig griff sie nach der Papierschere, die auf dem Schreibtische lag und schnitt das Futter der Reisetasche entzwei.

(Schluß folgt.)

Weshalb sie zur Mörderin wurde.

Auf einer Reise durch Italien hielten wir an einem Sommertage in dem Städtchen Pistoja Rast. Ein heftiges Gewitter verhinderte auch am folgenden Tage unsere Weiterreise. Während ich am Fenster stand und den herabströmenden Regen beobachtete, gewahrte ich, wie trotz des schlechten Wetters ein Menschenstrom in einer bestimmten Richtung dahineilte.

„Wohin gehen denn alle diese Leute?" fragte ich den Wirt.

„Giulia Saviera steht heute vor Gericht."

„Wer ist Giulia Saviera?"

„Ein junges Weib, das ihren Gatten ermordet hat!"

„Entsetzlich! Hält man sie wirklich für schuldig?"

„Ja! Sie ist es ohne Zweifel!"

„Warum vollbrachte sie die That?"

„Das ist ein Geheimnis!"

„Ist es weit bis zum Gerichtsgebäude?"

„Nein — die nächste Ecke. Der Fall dürfte Sie interessieren."

Wir beschlossen der Verhandlung beizuwohnen.

Als wir den Gerichtssaal betraten, fanden wir denselben von einer lärmenden, gestikulierenden Volksmenge dicht gefüllt, die aber verstummte, als sie Fremde erblickte. Man räumte uns zuvorkommend günstige Plätze ein. Noch bevor wir uns niedergelassen hatten, begann der Tumult auf's neue. Da öffnete sich zur Linken eine Thüre und alsbald trat Totenstille ein.

Durch die Thür schritt die Angeklagte, geführt von einem Gerichtsdiener.

Ihr nonnenartiges Gewand verbarg weder die Schönheit ihres Gesichtes, noch ihrer Figur. Sie war offenbar noch sehr jung — wie die Verhandlung ergab, zählte sie kaum 16 Sommer. Ihr Antlitz war bleich und ihr Profil edel. Die Wangen hatten noch kindliche Konturen, ihre vollen Lippen waren jedoch fest auseinander gepreßt. Ihre Hauptschönheit war ihr üppiges Lockenhaar von jenem Broncerot, welches noch immer hier und da in gewissen Teilen Italiens gefunden wird. Sie war von mittlerer Größe, aber sehr zart gebaut.

Während der Richter die einleitenden Fragen an die Angeklagte stellte, hatte sie den Blick zu Boden gesenkt. Ihr blasses Angesicht trug einen ruhigen, festen Ausdruck, aber kein Zeichen von Starrsinn oder Bosheit. In glücklichen Tagen mußte sie lieblich gewesen sein, denn ihre Züge waren sanft und mild. Sie gab leise, jedoch ohne Zögern, auf alle Fragen Antwort.

Die Anklage lautete etwa folgendermaßen:

Giulia, Tochter des verstorbenen Matteo, hatte vor 6 Monaten einen jungen Schäfer Namens Giovanni Saviera geheiratet. Sie lebten glücklich mit einander, und niemand hatte jemals von Zwistigkeiten zwischen ihnen vernommen, bis man eines Tages Saviera ermordet in seinem Bette fand. Sein Hals war ihm mittelst eines großen Messers durchschnitten, das neben dem Bette auf dem Boden lag. Giulia wurde mit blutigen Händen und Kleidern gefunden. Sie leistete keinen Widerstand als man sie verhaftete, bewahrte aber während der Untersuchung ein hartnäckiges Schweigen. Heute hoffte man eine Erklärung der Schreckensthat zu erlangen.

Als erste Zeugin erschien Giulia's Mutter. Sie gab ihre Aussagen unter heftigem Weinen ab. Beim Klange ihrer Stimme durchrieselte ein Schaudern den zarten Körper der Angeklagten. Sie richtete ihren Blick empor, senkte ihn aber sogleich wieder und blieb kalt und schweigsam.

„Was soll ich über mein unglückliches Kind sagen?" — jammerte die Mutter. „Sie, Herr Richter und alle Anwesenden, die Giulia aufwachsen sahen, mit ihr spielten und bei ihrer Hochzeit tanzten — Sie alle wissen, daß sie stets in Frieden mit uns lebte. Ja, sie war das Glück unseres Lebens, unser Sonnenschein. Giovanni Saviera war ihre einzige Liebe — und den Tag, der sie in ihrem Brautgewande sah, nannte sie den glücklichsten Tag ihres Lebens. Ich habe die beiden nie ein unfreundliches Wort zu einander sagen hören. Giulia war stets sanft und gut, obwohl Giovanni sich unendlich habgierig und geizig zeigte. O, Herr Richter, ich kann es nicht glauben, daß sie eine so entsetzliche That verübte. Männer mögen in Streit geraten und einer den andern erstechen, aber kein junges Weib begeht ein solches Verbrechen. Giulia, mein Kind, sage, daß Du die That nicht verübt hast!"

Allein Giulia blieb unbeweglich. Andere Zeugen erschienen und alle sagten aus, daß das junge Paar glücklich mit einander gelebt habe. Warum aber wurde die schreckliche That begangen?

Giovanni's Bruder sagte außerdem aus:

„Zwei Abende bevor Giovanni ermordet im Bette vorgefunden wurde, ging ich mit ihm von der Weide heim. Ich war seit mehr als einer Woche mit meiner Herde auf den Bergen gewesen. Unter anderen Neuigkeiten aus dem Dorfe erzählte mir Giovanni von zwei Engländern, die einige Tage hier zugebracht hatten. Er beabsichtigte, wie er sagte, mit einem derselben einen Handel abzuschließen, welcher Art aber der Handel war, das hielt er geheim. Als wir das Dorf erreichten, kam uns Giulia entgegen und begrüßte uns fröhlich und herzlich. Sie nahm ein Bündel Holz von Giovannis Schulter und sagte scherzend, daß ihr gebühre, seine Bürde tragen zu helfen. Sie war ganz wie sonst und plauderte wie gewöhnlich. Daß sie damals keine bösen Absichten im Schilde führte, kann ich beschwören. Im Gegenteil, es lag in Giovannis Betragen gegen sie etwas Erzwungenes und Steifes. Am nächsten Tage fragte ich meinen Bruder, wie es mit seinem Handel mit dem Engländer stehe. Da verfinsterte sich sein Gesicht, er stieß Flüche aus und antwortete, der Engländer sei fort. Ich lachte ihn aus, weil ich dachte, der Fremde habe vielleicht Giulia's Schönheit bewundert und Giovanni's Eifersucht erregt. Giulia dagegen sah ich den ganzen Tag über nicht, und Giovanni sagte mir, sie habe die Herde ausgetrieben, bei welchem Geschäfte sie sich gegenseitig ablösten.

Als ich Giovanni am andern Morgen abholen wollte, lag er noch im Bette. Als er auf mein Rufen nicht antwortete, trat ich näher und fand ihn entseelt am Boden liegen. In seinem Halse war eine klaffende Wunde, und das Messer lag neben dem Leichnam. Entsetzt eilte ich fort, um Giulia aufzusuchen. Ich fand sie mit dem Wechseln ihrer Kleider beschäftigt, und als ich Blut an ihren Händen bemerkte, ließ ich sie verhaften. Ich will darauf schwören, daß Giulia die Mörderin meines Bruders ist. (Schluß folgt.)

Unsere Bilder.

Der Briefträger.

Halt, Bijou, still, und warte schön auf!
Und sei recht artig und fein,
Siehst Du, da kommt sie schon leichten Schritts
Zu uns ins Zimmer herein.

Nun gilt es, nur mutig — sie lächelt schon,
Jetzt hat sie den Boten erblickt,
Und hat sich errötend und freudig zugleich
Zum Liebesboten gebückt.

Sie streichelt sein seidenweiches Haar,
Ihr Blick geht suchend umher,
Sie schmeichelt und kost, „nun, kleiner Bijou,
Sag mir, wo ist denn Er?"

Doch Bijou schweigt — er weiß es ja nicht,
Und sagt' er's ihr noch so gern,
Da — horch, ein Schritt, — ein freudiger Schrei —
Nun haben sie ihren Herrn.

Ein Gruß.

Einen Gruß, einen Gruß der ganzen Welt,
Heisa, mein Söhnlein, nun freue Dich!
Wie die Sonne Dir lachet am Himmelszelt,
Wie sie küsset im blühenden Mai Dich!
Da lachst Du und hebst Deinen blühenden Strauß
Und jubelst jauchzend in's Weite hinaus.
In den Locken spielt Dir der schmeichelnde Wind.
Glückliches Kind!

Und die im Arme ihr Kindlein hält,
Der schwillt das Herze im Glück;
Fernab der lärmenden jagenden Welt
Spinnt ruhig sich ab ihr Geschick.
Ihr Kind und ihr Mann — was braucht sie noch mehr!
Die gäb' sie um Gold und um Reichtum nicht her!
Fest preßt sie an sich den kleinen Leib!
Glückliches Weib! Th. E.

Ueberreste des altgriechischen Theaters in Taormina. In dem kleinen sizilischen Landstädtchen Taormina, der einst von Griechen aus Chalkis gegegründeten Stadt Tauromenion, welches durch eine wunderherrliche Lage ausgezeichnet ist, stehen noch die Ueberreste eines Theaters, dessen Bühnengebäude nach demjenigen von Aspendos in Kleinasien das besterhaltene ist und dessen Zuschauerraum gegen 40,000 Personen bequem fassen konnte. Das Theater ist nach altgriechischer Sitte an einem prachtvollen Aussichtspunkte halbkreisförmig in einer natürlichen Hügelhöhlung ausgetieft worden, daß die Sitze des hufeisenförmigen terrassierten Zuschauerraums aus dem Felsen ausgehauen werden konnten. Diese Theaterruine, eine der besterhaltenen, welche wir noch aus antiker Vorzeit haben, ist nicht nur kulturhistorisch interessant und für den Altertumsforscher und Architekten lehrreich, sondern namentlich auch durch die Aussicht von der Höhe des Zuschauerraumes herab höchst merkwürdig, so daß sie stets von den Fremden aufgesucht wird. Unser Holzschnitt stellt die Ansicht dar, welche man vom obern Eingang des Zuschauerraumes über die Bucht hin nach dem Aetna hat und die unbedingt zu den schönsten und berühmtesten von ganz Sizilien gehört. O. M.

Allerlei.

— Der Hofnarr eines Fürsten hatte einen Edelmann beleidigt und dieser drohte ihn zu ermorden. — „Sei ohne Sorgen," sagte der Fürst, „ermordet er Dich, so lasse ich ihn sogleich den folgenden Tag aufhängen." — „Es wäre mir lieber," versetzte der Narr, „wenn er den Tag vorher aufgehängt würde."

— Jemand hatte zwei Tabaksbeutel ineinander stecken. „Warum thun Sie dies?" — „Aus Vorsicht, denn es vergeht fast keine Woche, daß ich nicht einen verliere."

Nistkästchen. Es ist eine allgemeine Klage, daß unsere Vögel, und zwar namentlich unsere Singvögel, von Jahr zu Jahr weniger werden. Man sucht dieser Abnahme durch Gesetze und allerlei Ermahnungen in Schulen 2c. entgegenzuwirken; ein Hauptgrund der Abnahme liegt aber in dem Mangel an Brutstätten, da dieselben der fortschreitenden Kultur zum Opfer gefallen sind, es ist daher unsere Aufgabe, diesem Uebelstand durch Schaffung künstlicher Nistgelegenheiten wieder abzuhelfen. Die Nistkästchen werden am besten in der Mitte der Bäume, mit dem Schlupfloch nach Südost gerichtet, aufgehängt. Es wäre wünschenswert, daß sowohl landwirtschaftliche Vereine, Gemeindebehörden, als Landwirte, Gartenbesitzer 2c. die Nistkästchen in möglichst großer Ausdehnung benützen möchten! Werden die Nistkästen schon im Nachsommer und Herbst aufgehängt, so werden sie im nächsten Frühjahr von den Vögeln um so lieber bezogen.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben sollen 8 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von unten nach oben, und deren Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, den Namen zweier Kreishauptstädte Bayerns ergeben:

wal tos vel el ru mouth
bant a ca ha na dus
ber feld ter bra den
un yar rho

1) Nebenfluß der Elbe. 2) Großherzogtum. 3) Kanton in der Schweiz. 4) Stadt in Rheinpreußen. 5) Insel im Mittelmeer. 6) Stadt in England. 7) Australische Inselgruppe. 8) Provinz der Niederlande.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:

Sangerhausen.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.